

Catherine Shepherd

Der Behüter

Laura-Kern-Thriller · Band 5

LESEPROBE

Copyright der Originalausgabe © 2020

Catherine Shepherd

Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Durch meine Adern rinnt der Tod. Er ist kühl und er breitet sich unaufhaltsam aus. Er kriecht wie ein lebendiges Wesen durch die Blutbahnen und erforscht mein Innerstes. Ich spüre, wie er in meinen Fingerspitzen ankommt und wieder umkehrt. Er sucht sich einen neuen Weg. Er ist neugierig und will jede Faser von mir erkunden. Ich gebe mich ihm hin, denn ich bin längst zu müde, um mich zu wehren. Es hat keinen Sinn, das Unvermeidbare hinauszuschieben. Der Tod hat durchaus seine angenehmen Seiten. Da wäre zum Beispiel der Schmerz, den er holt und im Nirgendwo auflöst. Die Kälte erreicht meine Halsschlagader. Mein Herz pumpt sie in meinen Kopf, den Ort, an dem das Bewusstsein sitzt. Ich warte darauf, dass der Tod mich auslöscht. So wie den Schmerz, von dem er mich bereits befreit hat. Ich lausche hinein in die fremde düstere Welt, in die ich tiefer und tiefer versinke. Doch auch nach endlosen Minuten bin ich immer noch da. Die Kälte wandert weiter zu meinen Augen. Wie von selbst springen sie auf, schließen sich jedoch sofort wieder, denn ein gleißendes Licht blendet mich. Ist es das Licht, von dem die Sterbenden sprechen? Ein heller Schein am Ende eines langen, finsternen Tunnels? Ich blinze neugierig und erkenne den blauen Himmel durch die Wimpern.

Ruckartig richte ich mich auf.

Wo bin ich?

Ich sehe Baumwipfel direkt vor meiner Nase. Sie bewegen sich im Wind. Ganz sacht wiegen sie sich hin und her. Die

Sonne scheint. Der Himmel ist beinahe wolkenlos. Nur ein paar weiße Kleckse schweben vorüber. An meinen Handgelenken erblicke ich zwei dicke Verbände. Ich spüre keine Schmerzen und überlege, ob ich vielleicht schon tot bin. Doch dann höre ich ein Geräusch, das nicht so recht zum Himmel passen will. Es ist nur ein leises Knarren. So, als ginge jemand über alte Dielen. Ich drehe mich langsam um und staune. Ich sitze in einem Zimmer aus Glas. Hoch oben der Himmel und rundherum der Wald. Nur hinter mir ist eine Wand. Sie ist aus Beton, genauso wie der Boden, auf dem ich hocke. Er ist kalt. So kalt, dass mich eine Gänsehaut überläuft. Plötzlich bemerke ich, dass ich nur ein Hemd trage. Es ist eigentlich mehr ein Sack, knielang, mit einem langen Schlitz am Rücken, der mit zwei Schnüren zugebunden wird. Es ist das Hemd, das ich im Krankenhaus getragen habe. Mit einem Mal kehrt die Erinnerung zurück. Ich blicke mich abermals um und frage mich, ob ich denn endlich tot bin. Aber da draußen zwitschern die Vögel. Eine Elster fliegt über mir. Sie schaut zu mir herab. Ich bin also kein Geist und erst recht kein Engel. Ich kneife mir in den Unterarm. Es tut weh. Verdammt! Ich lebe noch. Wie kann das sein und wo, zum Teufel, bin ich?

Verzweifelt blicke ich mich um. Die Wand hat keine Tür. Die Glasfront ringsum ebenfalls nicht. Auch oben gibt es keinen Ausweg. Das Knarren fällt mir wieder ein. Ich betrachte den Boden genauer und entdecke einen Teppichvorleger. Er ist so grau wie der Beton. Hastig ziehe ich ihn weg. Mein Herz schlägt auf der Stelle schneller. Ich

habe ein Brett entdeckt mit einem eisernen Ring in der Mitte. Ich packe ihn und hebe das Brett hoch. Tatsächlich kommt eine Öffnung zum Vorschein. Dahinter beginnen ein paar Stufen.

Ich lege mich auf den Bauch und sehe hinunter. Da unten erwartet mich nichts als Dunkelheit. Ich zögere. Angst erfasst mich. Sie ist eine alte Bekannte. Wir haben täglich viel Zeit miteinander verbracht. Doch jetzt lasse ich mich nicht von ihr abhalten. Es gibt sowieso keinen anderen Ausweg. Wovor soll ich mich schon fürchten? Eben noch erschien mir der Tod wie eine Erlösung.

Also atme ich tief ein und nehme all meinen Mut zusammen. Vorsichtig gleite ich nach unten, die Füße voraus. Ich erreiche eine Stufe und finde dort Halt. An der Seite ist eine Leiter eingelassen, auf der ich sicher hinuntergelange. Orientierungslos drehe ich mich im Kreis. Meine Augen gewöhnen sich allmählich ans Dunkel. Ich erkenne einen Flur, kann jedoch nicht sehen, wo er endet. Ich gehe ein paar Schritte. Ein schmaler Streifen Licht dringt durch eine Ritze. Rechts befindet sich eine Tür. Ich drücke die Klinke herunter, aber sie ist verschlossen. Ich gehe weiter bis zur nächsten Tür. Wieder versuche ich sie zu öffnen. Fehlanzeige. Ich probiere es noch bei drei anderen Türen, ohne Erfolg. Erst am Ende des Ganges stoße ich auf eine unverschlossene Tür. Ich schiebe sie vorsichtig auf. Doch sie knarrt so laut, dass ich unwillkürlich zusammenzucke. Ängstlich starre ich in das Zimmer. Ich warte auf einen schwarzen Schatten, der mich niederschlägt. Aber ich bin allein. Es ist totenstill. Nur einige

Kerzen knistern leise. Mit klopfendem Herzen husche ich hinein.

In der Mitte steht ein Tisch. Er ist mit zwei weißen Tellern gedeckt, mit silbernem Besteck und Gläsern. In einer Karaffe schimmert dunkelroter Wein. Es duftet nach Essen. Ich folge dem Geruch und entdecke ein paar Schüsseln auf einer Anrichte. Zitternd hebe ich einen Deckel an. Kartoffeln mit Rosmarin. Augenblicklich läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Ich ignoriere meinen knurrenden Magen und sehe mich weiter um. Irgendetwas an diesem Raum ist merkwürdig. Mir fällt nur nicht ein, was. Noch bevor ich weiter darüber nachdenken kann, höre ich wieder dieses eigenartige Knarren. Der Fußboden besteht aus Holzdielen. Sie scheinen alt zu sein und geben bei jedem Schritt nach. Jemand ist auf dem Gang. Er nähert sich. Ich flüchte in die nächste Ecke und verstecke mich neben einer Kommode. Schon fällt ein großer Schatten über die Türschwelle. Ich wage nicht zu atmen. Plötzlich blitzt das Deckenlicht auf und taucht den Raum in gleißende Helligkeit.

»Hallo, Eva«, sagt eine tiefe Stimme.

Die Panik schwappt über mich wie ein Tsunami. Ich schreie und schreie und schreie.

Kapitel 1

Ein Tag zuvor

Laura wusste selbst nicht, warum sie hier war. Ein schrecklicher Albtraum hatte sie aus dem Schlaf gerissen. Sie

war hierhergekommen, um sich davon zu überzeugen, dass dieser Ort inzwischen harmlos war. Das Grauen von damals war verschwunden. Trotzdem konnte sie die Kälte wieder spüren. Denn hier an diesem Ort war das Kind in ihr gestorben, die kleine Laura. Das elfjährige Mädchen, das gedacht hatte, es gäbe keine Monster. Sie hatte es geglaubt, weil ihre Mutter es ihr immer wieder versichert hatte. Hätte sie bloß auf die dunklen Schatten unter ihrem Bett gehört. Sie hatten die kleine Laura gewarnt. Hätte sie ihnen doch nur zugehört, dann wäre sie vielleicht vor dem Monster weggelaufen. Sie hätte das Böse hinter der freundlichen Maske gewittert. Hätte bemerkt, dass die gütigen blauen Augen des Mannes in Wirklichkeit eiskalt waren. Sie hätte den gemeinen Zug um seinen Mund wahrgenommen und die Gier, sie zu besitzen.

»Komm, tanz mit mir. Dies ist dein neues Zuhause«, hatte er gesagt und gelächelt. Doch als sie sich ängstlich auf dem harten Betonboden zusammengerollt hatte wie ein kleiner Igel, war er böse geworden und hatte sie grob auf die Füße gerissen. Er schleuderte sie durch den Raum, als wäre sie eine Stoffpuppe. Seine riesigen Hände hielten sie fest. Die Finger brannten sich in ihr Fleisch. Noch heute spürte sie seinen Griff auf ihren Oberarmen.

Laura blickte auf, als stünde er vor ihr. Der große Mann, der sich so plötzlich in ein Monster verwandelt hatte.

Die Erinnerungen schossen durch ihre Nervenbahnen wie elektrische Blitze. Sie war wieder hier, zurück in dem Pumpwerk, in dem er sie gefangen gehalten hatte. Laura

schluchzte kaum hörbar und ging zu der Wand, an der damals ihre dreckige Matratze gelegen hatte. Sie hatte gestunken, nach Dreck und nach der Angst der anderen Mädchen, die vor ihr hier festgehalten wurden. Ihr Blick glitt hoch, die Mauer hinauf. Sie sah ihre abgebrochenen Fingernägel in den Fugen stecken, so deutlich, als wären sie wirklich noch dort. Dabei hatte man das Pumpwerk nach ihrer Flucht penibel nach Spuren abgesucht.

Unwillkürlich fuhr sie an den schwielen Narben entlang, die sich von ihrem Schlüsselbein abwärts über die komplette Brust zogen. Es tat nicht mehr weh, aber jede Berührung zog schmerzvolle Erinnerungen nach sich. Erinnerungen, die sich so real anfühlten, als wäre sie wieder elf Jahre alt. Sie war hierhergekommen, weil das Monster sie wieder einmal bis in ihre Träume verfolgt hatte. In den letzten zwei Jahrzehnten war sie nicht oft hier gewesen. Viele Jahre lang hatte sie gehofft, die schrecklichen Ereignisse verdrängen zu können. Doch das gelang ihr nur tagsüber, und selbst dann holten sie manchmal die Schrecken der Vergangenheit ein. Sie hatte hartnäckig versucht, die Geschehnisse zu verarbeiten. Das Monster kam trotzdem immer wieder. Und heute Nacht war sie hier, weil sie es an diesem Ort zurücklassen wollte. Hier war das Monster zu Hause und hier sollte es auch bleiben. Es sollte keinen Platz mehr in ihrem Leben haben. Auch wenn der Täter nie gefasst worden war, musste sie dennoch endlich mit dem Erlebten abschließen.

Sie streckte die Hand aus und strich ganz langsam über die Fugen in der Wand. Der raue, kalte Stein kratzte auf ihrer

Haut. Sie spürte die Verzweiflung, die sich in das alte Gemäuer hineingefressen hatte. Sie konnte die Schreie der anderen Mädchen beinahe hören.

Plötzlich raschelte es hinter ihr und sie fuhr erschrocken herum. Sie leuchtete mit ihrer Taschenlampe in die Dunkelheit. Die dicken Röhren des Pumpwerkes schlängelten sich meterweit über den Boden und verschwanden schließlich in der Wand. Laura wusste, dass sie dahinter abwärts verliefen. Sie waren eng. Eigentlich zu eng für einen menschlichen Körper, trotzdem hatte sie es damals durch das oberste Rohr hinausgeschafft. In die Freiheit. Wäre das Gitter am Ende nicht gewesen, wäre sie körperlich fast unversehrt entkommen. Doch das rostige Eisen hatte ihr die Haut über der Brust aufgerissen, als sie sich daran vorbeizwängte. Die tiefen Wunden hatten sich trotz aller Hilfe durch die Ärzte infiziert. Schließlich musste Haut vom Oberschenkel transplantiert werden. Ein Grund dafür, dass sie seither nur hochgeschlossene Blusen und lange Hosen trug. Niemand sollte erkennen, dass sie einmal ein Opfer gewesen war. Heute half sie den Menschen. Sie war eine Jägerin und nicht die Gejagte. Sie gehörte zu den Spezialermittlern des Landeskriminalamtes Berlin.

Es raschelte abermals und sie schoss mit dem Strahl ihrer Taschenlampe durch die Schwärze. Eine hässliche Ratte huschte davon und verkroch sich unter einem Rohr. Laura atmete auf und blickte sich aufmerksam um. Sie stand in einem dem Verfall preisgegebenen Gebäude. Nichts war an diesen alten Mauern mehr gefährlich. Das Böse war fort.

Warum also holte dieser Albtraum sie immer noch ein? Sie leuchtete über die grauen Wände und die dreckigen Fenster, über die vielen Rohre und die Armaturen, mit denen früher die Pumpen in Gang gesetzt wurden. Sie verharrte eine Weile und versuchte, die alten Bilder aus ihren Gedanken zu löschen. Minuten später wandte sie sich ab und verließ das Pumpwerk. Sie setzte sich wieder in ihren Wagen und starrte das Gebäude durch die Autoscheibe an.

»Bleib da drin, Monster«, flüsterte sie und trat aufs Gas.

Sie fuhr viel zu schnell durch die Nacht. Sie musste es tun, um das Böse endlich abzuschütteln. Erst als sie die Stadtgrenze Berlins erreichte, wurde sie langsamer. Sie steuerte auf direktem Weg ihre Wohnung an. Es war beinahe drei Uhr. Müde stieg sie die Treppen zu ihrer Dachgeschosswohnung hinauf und verriegelte die Tür sorgfältig. Wie immer legte sie den stabilen Eisenriegel davor und schlich auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer.

Taylor atmete ruhig und gleichmäßig. Er lag noch genauso da, wie sie ihn vor über drei Stunden verlassen hatte. Laura schlüpfte aus ihren Sachen und kroch unter die Bettdecke. Dann schmiegte sie sich an Taylors durchtrainierten Körper.

»Schön, dass du wieder hier bist«, flüsterte er und zog sie an sich. Laura entspannte sich und schlief auf der Stelle ein.

Kapitel 2

Dr. Christine Gebauer betrat das schmale Zimmer und verstand die Welt nicht mehr. Wo war die Patientin hin? Eben noch hatte sie ihre Wunden desinfiziert und verbunden. Das war höchstens zehn Minuten her. Sie blickte hinaus in den grauen Krankenhausflur.

»Schwester Sophia? Wo ist die Patientin aus Nummer fünf?«

Die stämmige, aber sehr flinke Frau schloss gerade eine andere Zimmertür.

»Ist sie nicht auf der Liege, Doktor Gebauer?«

Christine Gebauer schüttelte den Kopf.

»Dann ist sie vielleicht zur Toilette. Eben war sie noch da.«

Christine Gebauer runzelte die Stirn und schaute zur Toilette, die am anderen Ende des Ganges lag.

»Ich sehe mal nach«, murmelte sie und hastete über den Gang. Eigentlich hatte sie dafür keine Zeit. Heute Nacht war in der Notaufnahme die Hölle los. Aber die Patientin schien ihr selbstmordgefährdet. Sie konnte sie nicht einfach allein lassen. Sie musste dringend in psychiatrische Behandlung, vielleicht sogar in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Die etwa Dreiundzwanzigjährige hatte anscheinend versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Glücklicherweise hatte sie sich im Vorfeld nicht gründlich genug mit der Materie beschäftigt. Sie hatte die Adern nicht längs, sondern quer durchtrennt. Der Blutverlust hielt sich in Grenzen. Körperlich würde sie bis auf die Narben keinerlei

Schädigungen davontragen. Doch Christine Gebauer hatte Sorge, dass es nicht bei diesem einen erfolglosen Versuch bleiben würde. Auf den Unterarmen der Patientin hatte sie feine ältere Narben entdeckt. Probeschnitte. Die Frau plagten offensichtlich bereits länger Suizidgedanken.

Sie öffnete die Tür zur Toilette.

»Hallo?«, rief sie in den Raum und trat ein.

Die Toilette war leer. Sie überprüfte die Kabinen. Alle Türschlösser standen auf Grün. Sicherheitshalber schaute sie in allen drei Kabinen nach. Die Patientin war nicht hier. Stirnrunzelnd lief sie zurück zum Behandlungszimmer Nummer fünf. Aber dort war niemand. Die Patientin war verschwunden. Christine seufzte. Es war nicht das erste Mal, dass so etwas passierte. Erst vor ein paar Tagen hatte eine Patientin die Notaufnahme aufgesucht, nachdem sie offensichtlich von ihrem Ehemann oder Lebenspartner misshandelt worden war. Auch diese Frau war plötzlich wie vom Erdboden verschluckt gewesen. Und das unglücklicherweise, bevor die Schwestern ihre Personalien aufnehmen konnten. Christine stellte die Behandlung der Patienten stets über die Erledigung von Formalitäten, doch wenn sich diese Vorfälle häuften, dann war Ärger vorprogrammiert. Insbesondere jetzt, wo eine suizidgefährdete Frau allein irgendwo herumlief. Sie konnte nicht einmal Hilfe organisieren, da sie ihren Namen nicht kannte. Sie musste dafür sorgen, dass die Prozesse bei der Patientenaufnahme eingehalten wurden, zumindest bei Fällen, die nicht lebensbedrohlich waren.

Ihr Pieper schlug Alarm. Christine stieß die Tür auf und eilte nach vorn zum Eingang. Die Sanitäter brachten einen blutüberströmten Mann auf einer Trage herein.

»Autounfall. Wir haben ihn unterwegs reanimiert«, erklärte der begleitende Notarzt.

Christine verlor keine Zeit. Sie gab einem Assistenzarzt präzise Anweisungen und spritzte dem Patienten ein kreislaufstabilisierendes Mittel. Dann sorgte sie dafür, dass er umgehend in den OP kam. Als sich die Türen hinter dem Mann schlossen, war sie nicht sicher, ob er die Nacht überleben würde.

Erschöpft wandte sie sich einem weiteren Patienten zu, der sich bei einem Sturz den Oberschenkelhals gebrochen hatte. Es folgten zwei Teenager, die wegen übermäßigen Alkoholenusses entgiftet werden mussten. Sie kümmerte sich um eine alte Frau, die völlig dehydriert eingeliefert wurde, und um einen Mann mit einer tiefen, jedoch nicht lebensbedrohlichen Stichverletzung. Erst danach blieben ihr einige Minuten Zeit zum Verschnaufen. Sie beschloss, ein wenig frische Luft zu schnappen. Verschwitzt begab sie sich zum Ausgang. Als eine Brise kühler Nachtluft ihr entgegenwehte, schloss sie die Augen. Sie genoss den Moment und entspannte sich augenblicklich. Ihr Dienst dauerte noch drei Stunden, dann könnte sie endlich ins Bett fallen. Manchmal war es wie verhext, so als ob ein Unglücksfall den nächsten anziehen würde. Es gab Nächte, da konnte sie sich zwischendurch im Arztzimmer hinlegen, und es gab Dienste wie heute, wo beinahe im Minutentakt

Patienten in der Notaufnahme eintrafen. Sie ging an zwei Krankenschwestern vorbei, die unablässig tuschelten und dabei Zigaretten rauchten. Christine hielt kurz die Luft an. Sie hasste den Gestank. Es war ihr unerklärlich, wie Menschen ihre Lungen mit Zigarettenrauch verseuchen konnten. Selbst die unübersehbare Aufklärung auf den Packungen schien viele immer noch nicht abzuschrecken.

Sie kam an ein paar Bäumen vorbei. Auf einer Bank saß ein Liebespaar. Das Bein des Mannes steckte in einem dicken Gips. Er schlang den Arm um die Frau und küsste sie. Ihr Blick blieb an den beiden hängen. Christine dachte sofort an ihren Mann, der ohne sie zu Hause im Bett lag. Küsse und mehr würden bis zum nächsten Abend warten müssen. Sie war viel zu geschafft, um auch nur an Sex zu denken. Aber vielleicht sollte sie sich doch heute noch aufraffen. Das letzte Mal war beinahe eine Woche her und außerdem ging sie langsam auf die vierzig zu. Wenn sie Kinder wollte, dann wurde es Zeit. Sie lächelte bei dem Gedanken daran, dass sich ihr Haus mit lauten Kinderstimmen füllen würde. Es war eine schöne Vorstellung, und sie kam ihr fast sinnvoller vor, als Tag für Tag das Leid und den Tod von ihren Patienten abzuwenden. Der Kampf war so oft hoffnungslos. Viel zu häufig konnte sie nichts ausrichten, so wie heute bei der jungen Frau, die vergeblich versucht hatte zu sterben. Warum wollten manche Menschen ihr Leben einfach so wegwerfen? Sie hatten doch nur eines, und niemand wusste, was danach kam. Der Tod könnte schließlich noch viel schlimmer sein als das Leben, aus dem sie fliehen wollten. Christine seufzte, wie

bereits so oft an diesem Tag, und spazierte weiter. Vor ihr tat sich ein kleiner Platz mit den Müllcontainern des Krankenhauses auf. Die meisten ihrer Kollegen würden sich nicht hierher verirren, doch ihr machte der leichte Gestank nichts aus. Das Desinfektionsmittel im Krankenhaus roch auch nicht viel besser und außerdem war sie an diesem Ort ungestört. Kein Liebespaar, keine Schwestern, keine Kollegen – einfach perfekt. Sie ließ sich auf einem Mauervorsprung nieder und legte den Kopf in den Nacken. Die Temperaturen waren mild. Über ihr schienen die Sterne. Wäre da nicht ihr stressiger Job, könnte die Nacht sogar romantisch sein. Sie fragte sich, wann sie und Ben aufgehört hatten, sich wirklich nahe zu sein. Lag es nur an ihren kräftezehrenden Berufen oder hatte sich eine gewisse Gleichgültigkeit in ihre Beziehung eingeschlichen? Sie sah Bens Gesicht vor sich. Seine blauen Augen und den verschmitzten Zug um seine Mundwinkel, der sie von Anfang an elektrisiert hatte. Sie holte ein wenig wehmütig ihr Handy aus der Tasche und sah sich das letzte Foto von ihm an. Seine Haut war durch die Arbeit im Büro fahler geworden, sein Lächeln schien viel ernster als damals. Doch seine Augen blickten sie immer noch voller Wärme an.

Sie lächelte und tippte eine kurze Nachricht an ihn:

Der Dienst ist echt stressig heute. Freue mich auf dich in spätestens drei Stunden.

Sie setzte ein Herz dahinter und schickte die Botschaft ab.

Dann schaute sie ein paar Minuten gedankenverloren in den Himmel und erhob sich schließlich, um wieder in die

Notaufnahme zurückzukehren. Sie überquerte die Straße und bemerkte dabei einen großen Gegenstand, der vor den Mülltonnen lag. Neugierig machte sie einen Schlenker. Direkt davor schaltete sie das Licht ihres Handys ein. Der Gegenstand war in schwarze Folie eingewickelt. Ein düsterer Geruch ging von ihm aus. Eine Note, die ihr eine Gänsehaut bescherte. Sie kannte dieses Aroma, jedoch nicht aus dem Krankenhaus, sondern aus der Leichenhalle. Mit zitternden Fingern griff sie nach der Folie und schlug sie um. Ein dunkelbraunes Augenpaar starrte sie an. Christine blieb wie vom Donner gerührt hocken. Für eine Weile war sie zu keiner Regung mehr fähig. Ihre Augen lieferten Bilder an ihr Gehirn. Doch das weigerte sich, diese aufzunehmen.

Plötzlich löste sie sich jedoch aus ihrer Starre und machte einen Schritt rückwärts. Sie wählte den Notruf der Polizei.

»Ich habe eine tote Frau vor den Müllcontainern entdeckt«, erklärte sie mit bebender Stimme, nannte noch ihren Namen und das Krankenhaus und legte auf.

Kapitel 3

Laura gähnte und lehnte sich müde auf dem Beifahrersitz zurück. Max steuerte den Dienstwagen routiniert durch die Straßen von Berlin, die um diese Uhrzeit zum Glück recht frei waren. Spätestens in einer Stunde setzte der Berufsverkehr ein, dann gab es kein Durchkommen mehr. Doch um fünf Uhr morgens lagen die meisten Menschen noch im Tiefschlaf.

»Warum hat Beckstein uns diesen Fall zugeteilt?«, fragte sie verschlafen und verkniff sich ein erneutes Gähnen. Joachim Beckstein war seit gut fünfzehn Jahren Leiter des Dezernats für Entführungen, erpresserischen Menschenraub und Tötungsdelikte beim Landeskriminalamt in Berlin. Laura schätzte ihren Chef sehr, weil er in den entscheidenden Momenten stets zu seinen Leuten hielt.

»Die Kripo ist chronisch unterbesetzt und hat um Unterstützung gebeten. Außerdem behauptet die Oberärztin, die die Leiche gefunden hat, dass in letzter Zeit mehrere Frauen aus der Notaufnahme verschwunden sind.«

Lauras Müdigkeit verflüchtigte sich. Sie richtete sich auf.

»Was hat denn die Notaufnahme mit der Toten zu tun?«, fragte sie und schüttelte den Kopf. »Egal. Wir haben ja tatsächlich im Moment etwas Luft, und ich gönne es Taylor, noch im Bett zu liegen.« Sie lächelte zufrieden in sich hinein.

»Ist er bei dir?«

Max' schneidender Unterton entging Laura nicht. Er konnte sich einfach nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass sie jetzt mit Taylor zusammen war. Max hielt nicht sonderlich viel von ihm. Was verschiedene Gründe hatte. Da war zum einen ihre gemeinsame Vorgeschichte. Eine im Nachhinein völlig idiotische Aktion. Sie hatte vor Jahren etwas mit Max angefangen. In einer Zeit, als ihn seine Frau Hannah kurzzeitig verlassen hatte. Es war nichts Ernstes gewesen und auch nie auf Dauer angelegt. Trotzdem stand diese Sache immer noch zwischen ihnen. Sie sah es in Max' Augen. Es verletzte ihn, sie mit einem anderen Mann zu

sehen, insbesondere mit Taylor. Ein gut aussehender Amerikaner, der seit ein paar Jahren in Deutschland lebte und bei der Kriminalpolizei arbeitete. Der ihr eines Tages wahrscheinlich das Herz brechen würde. Doch sie hatte ihre Bedenken nach langem Hin und Her über Bord geworfen. Zumindest vorerst.

»Du weißt, dass er mir seinen Wohnungsschlüssel gegeben hat?«, erinnerte sie Max vorsichtig.

Sein Gesicht versteinerte sich. »Hör zu, Laura, du kannst zusammen sein, mit wem du willst. Ich will nur nicht, dass Taylor dir wehtut. Es tut mir leid, dass ich mir Sorgen mache. Ich mische mich nicht länger ein. Versprochen.« Er lächelte verkrampft und fuhr sich mit der Hand über die Glatze. Max gehörte trotz mangelnder Haarpracht zu der Sorte Männer, nach der die Frauen sich umdrehten. Er war groß, kräftig und hatte ein markantes Gesicht. Viele würden ihn nicht für einen fünfunddreißigjährigen Familienmenschen halten. Dabei hatte er mit Hannah bereits zwei Kinder, die er über alles vergötterte.

»Ich will es wirklich mit Taylor versuchen. Im Moment jedenfalls«, sagte Laura leise und schaute Max eindringlich an. »Ich muss mich ein wenig an den schönen Seiten des Lebens festhalten, ansonsten gehe ich irgendwann ein.« Sie hoffte, dass Max verstand, was sie ihm sagen wollte. Er sollte es wissen. Seine Familie war der ideale Ausgleich zu dem harten Job, den sie tagtäglich ausübten. Eine Familie zählte zu den Dingen des Lebens, wofür sie das alles taten. Wer nur noch in den Abgrund blickte, der wurde früher oder später

hinabgezogen. Wer ausschließlich das Böse sah, der vergaß das Gute in der Welt. Laura wollte nicht zu einer dieser kaputten und verbitterten Ermittlerinnen werden, die sie aus dem Fernsehen kannte.

»Ich versteh das«, murmelte Max und tätschelte ihre Schulter. »Ich könnte Hannah und die Kinder nie im Stich lassen, aber manchmal denke ich einfach an dich und an das, was wir einmal hatten.« Er starrte stur auf die Straße.

Laura sah zu ihm und wusste, dass er keine Antwort erwartete. Sie griff seine Hand, die noch auf ihrer Schulter ruhte, und drückte sie leicht. Sie mochte Max. Er war ein Teil ihres Lebens und sie könnte niemals ohne ihn sein.

»Wir sind da«, verkündete Max und steuerte auf die Polizeiabsperrbänder zu. Ein Streifenpolizist hielt sie an. Max öffnete das Fenster und zeigte seinen Dienstausweis.

»Max Hartung und Laura Kern vom LKA«, wies er sie beide aus und fuhr die Scheibe wieder hoch, als der Polizist sie durchwinkte. Max lenkte den Wagen noch ein Stückchen weiter und stellte ihn am Rand der Krankenhauszufahrt ab. Die Sonne ging bereits auf. Ihr kräftiges Rot tauchte den grauen Beton des Krankenhausgebäudes in ein warmes Licht. Doch Laura wusste, dass das, was sie gleich zu sehen bekämen, alles andere als angenehm sein würde. Sie stieg aus dem Auto und schritt auf eine Gruppe Polizisten und Mitarbeiter der Spurensicherung zu. Sie hatten sich vor den Müllcontainern des Krankenhauses versammelt und einen Kreis um die tote Frau am Boden gebildet.

Laura blieb stehen und betrachtete die Tote. Sie lag auf einer schwarzen Plane direkt vor den Mülltonnen. Es wirkte beinahe so, als wäre es dem Täter nicht gelungen, sie in einen Container zu hieven. Deshalb hatte er sie davor abgelegt. Vielleicht wollte er aber auch, dass die Leiche schnell gefunden wird. Laura ging in die Hocke. Die Frau war jung, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt. Ihre braunen Augen starrten ins Leere. Die Pupillen waren bereits stumpf. Tiefe, blutige Bissspuren von den oberen Schneidezähnen zeichneten sich auf der Unterlippe ab. Auf der rechten Wange bemerkte Laura einen bläulichen Fleck, vermutlich ein Hämatom infolge eines Schlages. Der Hals wies zahlreiche Würgemale auf. Die Frau trug ein kurzes Sommerkleid. Auf ihren nackten Armen prangten etliche weitere Hämatome. Sie war offensichtlich gewaltsam festgehalten worden. Laura konnte die Abdrücke von Fingern auf ihrer Haut deutlich erkennen. Als ihr Blick zu den Händen glitt, erschauerte sie. Die beiden Zeigefinger waren blau, grün und violett angelaufen. Trotz der Schwellungen waren sie an einigen Stellen regelrecht eingedellt.

»Woher stammen diese Verletzungen?«, fragte sie schockiert und sah sich zu Dr. Herzberger, dem Rechtsmediziner, um.

»Ich vermute, ursächlich waren Schläge mit einem Stock oder vielleicht auch einem Hammer«, entgegnete er. »Der Körper weist an den sichtbaren Stellen deutliche Spuren von alten und frischen Misshandlungen auf. Sie hat sicherlich vor ihrem Tod große Schmerzen erlitten.«

»Woran ist sie gestorben?«, fragte Max.

Dr. Herzberger zuckte mit den Achseln. »Schwer zu sagen. Die Würgemale am Hals erscheinen mir nicht tief genug, um tödlich zu sein. Auf den ersten Blick kann ich es leider nicht feststellen. Äußerlich weist die Tote keine lebensbedrohlichen Verletzungen auf.«

»Wie lange ist sie schon tot?«

»Auch das kann ich Ihnen erst nach der Obduktion genauer sagen. Die Totenstarre ist bereits voll ausgeprägt. Demnach ist der Tod mindestens vor acht Stunden eingetreten. Es kann aber auch schon zwei Tage her sein.«

Laura erhob sich wieder. »Wurden ihre Taschen bereits durchsucht?«

Ein Mitarbeiter der Spurensicherung nickte. »Sie waren alle leer. Nichts. Kein Ausweis, kein Geld, nicht mal ein Taschentuch. Sie trägt keinen Schmuck, aber am Ringfinger der linken Hand ist ein hellerer Streifen auf der Haut sichtbar. Vermutlich stammt er von einem Ring.«

»Sonst irgendwelche Spuren?«

»Wir sind noch dran, allerdings sieht es nicht gut aus. Reifenspuren oder Schuhabdrücke können wir bei der Trockenheit und auf dem Asphalt nicht sicherstellen. Die umherliegenden Gegenstände scheinen mit der Toten oder dem Täter nichts zu tun zu haben.« Der Mann deutete auf eine Box, in der ein paar Asservatentüten lagen. »Wir haben eine leere Packung von Mullbinden gefunden, abgelaufene Pflaster, eine Pinzette und anderen Müll. Es scheint sich um

Abfälle des Krankenhauses zu handeln, die versehentlich nicht im Container gelandet sind.«

Laura schaute sich um. »Haben Sie sich nach Kameras umgesehen?«

»Noch nicht. Das erledigen wir gleich. Über uns an der Wand ist eine, die müsste den Müllplatz eigentlich erfassen.«

Laura sah die Kamera. Hoffentlich hatte sie den oder die Täter aufgenommen. Sie blickte abermals zur Toten auf dem Asphalt hinunter und fragte sich, warum der Täter ausgerechnet diese Stelle zur Ablage der Leiche ausgewählt hatte. Direkt unter einer Kamera und an der Rückseite eines belebten Krankenhauses. Er war ein hohes Risiko eingegangen, denn er hätte jederzeit entdeckt werden können. Weshalb hatte er kein einsames Feld, einen Wald oder sonst irgendeinen entlegenen Flecken ausgesucht? Und dann die Ablage neben den stinkenden Mülltonnen. Verachtete er sein Opfer und fügte ihm damit eine letzte Erniedrigung zu? War diese Frau für ihn einfach nur Müll oder war die Wahl des Ortes vielleicht reiner Zufall? Laura schloss die Augen und versuchte, das Böse zu spüren, das an diesem Ort gewesen war. Doch sie nahm nur den warmen Sommerwind wahr, der ihr übers Haar strich. Sie drehte sich zu Max um.

»Wollen wir jetzt mit der Oberärztin sprechen, die den Leichnam gefunden hat?«

Max nickte und folgte ihr. Sie gingen am Gebäude entlang zur Vorderseite. *Notaufnahme* leuchtete über dem Haupteingang in roten Buchstaben. Laura mochte

Krankenhäuser nicht besonders. Der Geruch ekelte sie an, und außerdem wollte sie sich nicht an die Zeit erinnern, die sie selbst wochenlang dort verbracht hatte. Die gläsernen Schiebetüren öffneten sich automatisch, Laura hielt die Luft an. Erst als sie vor der Frau an der Anmeldung stand, atmete sie wieder ein.

»Wir möchten mit Doktor Christine Gebauer sprechen«, sagte sie und schob ihren Dienstausweis über den Tresen.

»Kleinen Augenblick bitte, ich gebe Bescheid.« Die Frau tippte auf dem Telefon herum. »Doktor Gebauer ist unterwegs. Warten Sie bitte dort drüben.« Sie zeigte auf eine Reihe gräulich angelaufener und zerkratzter Plastikstühle. Laura setzte sich nicht.

Max blieb ebenfalls stehen.

»Was, wenn die Frau gar nicht ermordet wurde?«, fragte er nachdenklich. »Vielleicht ist sie einfach so gestorben.«

»Und dann hat ihr Geliebter oder wer auch immer sie in schwarze Plastikfolie gehüllt und vor den Mülltonnen des Krankenhauses abgelegt?« Laura schüttelte ungläubig den Kopf. »Jeder besorgte Verwandte oder Bekannte hätte den Notarzt gerufen oder sie zumindest in die Notaufnahme gebracht, auch wenn sie schon tot gewesen wäre.«

Max verzog das Gesicht. »Vermutlich hast du recht. Es kommt bei unseren Fällen nur nicht so häufig vor, dass die Todesursache nicht offensichtlich ist. Ich hätte wenigstens einen Messerstich, eine Schusswunde oder irgendetwas in der Art erwartet.«

»Ich auch«, gab Laura zu. »Mir ist es sowieso ein Rätsel, warum er sich ausgerechnet ein Krankenhaus ausgesucht hat, um den Leichnam loszuwerden.«

Eine gelblich gefleckte Tür schwang auf und eine Frau Ende dreißig mit hochgesteckten braunen Haaren und ausdrucksstarkem Gesicht kam auf sie zu.

»Guten Morgen. Ich bin Christine Gebauer. Sind Sie von der Kriminalpolizei?«

Laura schüttelte den Kopf. »Nicht ganz. Wir sind vom Landeskriminalamt.«

Dr. Gebauer zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Vom LKA? Das ist doch für besonders schwere Fälle zuständig.«

»Ja, das stimmt. In diesem Fall liegt es aber auch an Personalengpässen bei der Kripo«, sagte Laura und studierte jede Regung im Gesicht der Oberärztin. Sie wirkte ungewöhnlich blass. Vermutlich hatte sie die Nacht durchgearbeitet und war ziemlich müde. Ihre dunklen Augenringe waren jedenfalls nicht zu übersehen.

»Wir sind hier auch ständig Land unter«, entgegnete die Ärztin seufzend und verstummte. »Ich kenne die Tote übrigens«, fuhr sie nach einer Weile zu Lauras Überraschung fort. »Sie war vor ungefähr zwei Wochen bei uns. Vielleicht waren es auch ein paar Tage weniger. Ich habe sie behandelt und dabei sind mir die vielen Verletzungen aufgefallen, die typisch sind für Frauen, die von ihrem Partner geschlagen werden. Sie kommen hierher und behaupten, sie wären die Treppe hinuntergestürzt oder hätten sich am Herd verbrannt. Das Übliche ...« Sie seufzte erneut und sah auf ihre Hände.

»Jedenfalls habe ich dieser Frau geraten, ihren Mann anzuzeigen und gegebenenfalls Schutz in einem Frauenhaus zu suchen. Sie glauben nicht, was dann passiert ist.«

Dr. Gebauer blickte erst Laura und dann Max durchdringend an.

»Sie ist aus dem Krankenhaus verschwunden. Einfach so. Ihr Mann hat sie abgeholt.« Dr. Gebauer schüttelte den Kopf. »Ich verstehe so etwas nicht. Der Kerl prügelt sie krankenhausreif, und dann geht sie wieder mit ihm, als wäre nichts geschehen. Ich war mir sicher, dass ich sie irgendwann erneut bei uns sehen würde.« Dr. Gebauer stockte. »Allerdings nicht so.«

»Wie lautet der Name der Frau?« Laura holte ihren Notizblock hervor.

»Leider weiß ich es nicht. Sie ist gegangen, bevor wir ihre Personalien aufnehmen konnten. Es war so viel los in jener Nacht, dass wir gar nicht mehr hinterhergekommen sind.« Dr. Gebauer sah Laura schuldbewusst an. »Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann. Die Krankenhausleitung sitzt mir deshalb schon im Nacken. Aber die da oben wissen ja auch nicht, wie es ist, sich im Minutentakt um Verletzte zu kümmern.«

Laura konnte Dr. Gebauers Erklärung nachvollziehen. »Dem Beamten, der Ihren Notruf aufgenommen hat, haben Sie erzählt, dass es bereits mehrere solcher Fälle gegeben hat.«

»Ja, das ist richtig. Genauer gesagt ist erst heute Nacht wieder eine Patientin verschwunden, deren Personalien wir

nicht haben. Das ist besonders schlimm, weil ich sie als suizidgefährdet einschätze. Sie hat versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Ihr Körper war übersät mit Hämatomen. Ein Zahn war abgebrochen und das linke Auge so zugeschwollen, dass sie fast nichts sehen konnte. In der Hektik ist es manchmal schwierig, an die Formalitäten zu denken«, murmelte Dr. Gebauer erschöpft. »Diese administrativen Tätigkeiten halten sowohl Ärzte als auch Pflegekräfte von der eigentlichen Arbeit ab. Wenn wir erst stundenlang Formulare ausfüllen müssen, dann stirbt in dieser Zeit womöglich jemand.«

Die Ärztin klang frustriert. Obwohl sie höchstens Ende dreißig war, schien sie realisiert zu haben, dass die Welt sich nicht so einfach retten ließ. Das war sicherlich höchst desillusionierend.

»Können Sie uns vielleicht eine genauere Personenbeschreibung geben? Wir könnten jemanden vorbeischicken, der ein Phantombild anfertigt«, schlug Max vor.

Dr. Gebauer nickte. »Natürlich. Gerne.«

»Hat eine der Schwestern oder ein anderer Mitarbeiter gesehen, wo sie hingegangen ist?«, fragte er und machte sich eine Notiz.

»Nein, wie gesagt, wir hatten heute Nacht alle Hände voll zu tun. Ich habe mir nur eine kurze Pause gegönnt und da ...« Die Ärztin sprach nicht weiter.

»Es ist sicherlich schrecklich für Sie, eine Patientin tot aufzufinden.« Laura konnte es vollkommen nachfühlen. Es

war sowieso schon schlimm, auf einen Leichnam zu stoßen, aber wenn es sich dann auch noch um ein bekanntes Gesicht handelte, wog der Schock umso schwerer.

Dr. Gebauer blickte Laura plötzlich an, als hätte sie eine Erleuchtung.

»Der Mann hat sie durch das Treppenhaus hinausgeführt und nicht mit dem Fahrstuhl.«

Laura konnte der Ärztin nicht ganz folgen.

Dr. Gebauer schien es zu bemerken. Sie hob die Hand und griff sich an die Stirn, während sie hinzufügte: »Das Treppenhaus ist videoüberwacht.«

Kapitel 4

Das gleißende Deckenlicht blendete sie immer noch. Obwohl sie die Gefahr spürte, setzte sie sich. Sie hätte sowieso nicht gewusst, wohin sie laufen sollte. Und außerdem kam sie inzwischen vor Hunger fast um. Es roch einfach köstlich. Gegen den Mann hatte sie keine Chance. Also beschloss sie, auf ihn zu hören.

Sie griff eine Gabel und pikste eine Kartoffel auf, die sie innerhalb der nächsten Sekunden verschlang. Sie schnitt sich ein Stück von dem Braten ab und kaute gierig. Dabei blickte sie sich unruhig um. Ihre Augen hatten sich noch nicht vollständig an die plötzliche Helligkeit gewöhnt.

»Schmeckt gut«, murmelte sie und zuckte augenblicklich zusammen. Wenn sie bei Frank solche Kommentare abgab, wurde er ausfallend. Schließlich stand es außer Frage, dass

alles, was er tat, tadellos gelang. Doch der Mann, der ihr gegenüber saß, schien zu lächeln. Zumindest verzog sich die Skimaske um seinen Mund herum und die Augen blickten sie freundlich an. Sie fragte sich, ob es ein gutes Zeichen war, dass sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Vermutlich schon. Er könnte sie gehen lassen, und sie hätte keine Ahnung, wer er ist. Sie könnte der Polizei nicht einmal die Farbe seiner Augen nennen. Sie musste immer noch blinzeln und außerdem konnte sie links überhaupt nichts sehen. Die schmerzhafteste Schwellung machte es unmöglich.

»Das freut mich, liebe Eva«, erwiderte der Unbekannte, und sie erschrak.

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Schön, dass du Appetit hast. Das ist gut«, sagte er, ohne ihre Frage zu beantworten.

Eva stopfte sich die nächste Kartoffel in den Mund. Sie überlegte, was der Kerl mit ihr vorhatte. Sobald Frank allzu freundlich wurde, heckte er meistens etwas aus. Sie musterte ihn misstrauisch.

»Ich möchte nach Hause«, flüsterte sie mit einem flehenden Unterton in der Stimme.

Der Mann vor ihr schwieg und lächelte.

Eva rutschte auf dem Stuhl herum. Der Mann hob die Hand. Sie wich sofort zurück. Doch er streckte nur den Zeigefinger aus und deutete auf das Weinglas neben ihrem Teller.

»Das ist ein ausgezeichnete Jahrgang. Ein Rioja mit kräftigen Vanille-Aromen. Koste davon, meine liebe Eva.«

Die Art, wie er ihren Namen aussprach, verwirrte sie. Es lag erstaunlich viel Wärme und Sympathie darin. Beinahe so etwas wie Zärtlichkeit. Sie nahm das Glas in die Hand und trank einen Schluck. Er hatte recht. Der Wein schmeckte köstlich. Wenn sie ehrlich war, hatte sie nie einen besseren getrunken. Frank mochte nur Bier oder die richtig harten Sachen. Deshalb hatte sie schon lange keinen Wein mehr eingekauft. Auch sonst lag kaum was in ihrem Kühlschrank. Sie ging nicht gerne in den Supermarkt, wenn ihr Gesicht so zerschlagen aussah. Mitleidige Blicke und kluge Ratschläge waren das Letzte, was sie gebrauchen konnte. Sie sah die Ärztin aus dem Krankenhaus vor sich, die sie angesehen hatte, als wäre sie von allen guten Geistern verlassen. Besonders als sie gesagt hatte, dass sie ihren Freund nicht anzeigen wolle. Es gab nur einen Ausweg aus diesem beschissenen Leben. Sie betrachtete die Verbände um ihre Handgelenke. Hätte es bloß geklappt, dann säße sie jetzt nicht hier und müsste sich fragen, was dieser Kerl mit der Skimaske von ihr wollte, während Frank zu Hause vermutlich nach ihr suchte und langsam sauer auf sie wurde. Sie durfte ihn niemals verlassen, das hatte er mehr als deutlich gemacht. Unwillkürlich fuhr sie sich mit der Fingerspitze über das geschwollene Auge.

»Schmeckt dir der Wein?«, fragte der Fremde. Sein Blick durchdrang sie von Kopf bis Fuß.

Sie nickte und leerte das Glas. »Darf ich noch etwas haben?«

Der Mann grinste. Jetzt sah sie es glasklar. Seine vollen Lippen zeichneten sich unter der Maske ab. Er erhob sich und schenkte ihr Wein nach. Sie nahm seinen Duft wahr. Herb, männlich, nicht uninteressant.

Er blieb neben ihr stehen. Jetzt konnte sie die Farbe seiner Augen erkennen. Sie waren blau. So blau wie das Meer und sie musterten sie freundlich.

»Was mache ich hier?«, fragte sie verwirrt.

Er lächelte. »Wir wollen dich erst einmal gesund pflegen. Du hast einiges hinter dir. Ich kenne dich, Eva.«

»Aber ...«, hob sie an und kam jedoch nicht weiter.

»Pst«, flüsterte er und legte ihr fürsorglich die Hand auf die Schulter. »Du machst dir immer viel zu viele Sorgen. Es wird dir bei mir gut gehen«, versprach er, wobei in seiner Stimme so viel Wärme lag, dass Eva ganz schwindelig wurde.

Wer um Himmels willen war dieser Mann? Warum wollte er sich um sie kümmern? Am liebsten wäre sie aufgesprungen und weggelaufen. Doch irgendetwas hielt sie davon ab. War es seine Hand auf ihrer Schulter, die sie sanft, aber bestimmt auf den Stuhl drückte, oder lag es an seiner Stimme, in der so viel Mitgefühl schwang?

Obwohl etwas in ihrem Inneren aufschrie, blieb sie sitzen. Sie griff zum Weinglas, lehnte sich zurück und versuchte zu lächeln.

Hier endet die Leseprobe.

Wie geht es weiter?

Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

Taschenbuch im Shop ansehen